Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiunddreißigster Jahrgang

Nr. 1 Marburg i. H., den 3. Januar **1918**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202

Inhalt: Vom Warten-können. Zum neuen Jahr 1918 — Das künftige Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen in Deutschland. Erstes Stück — Die Not der Bekenntniskirche. Schlußwort zur Zoellnerdebatte — Gustav Meyrink, ein Zeitphantom — Kirchliche Chronik — Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom Warten-können

Zum neuen Jahr 1918

Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet. 2. Petr. 3, 13

Christen können warten. Christen müssen warten können.

Zum Warten gehört ein gewisses Ziel, und ein fester Glaube, und eine große Geduld.

Daß man ein gewisses Ziel hat, unterscheidet das Warten vom Hoffen. Auch das Hoffen kann ja gute Ursache haben. Dann wird diese wohl begründete Hoffnung selber die Seele des Wartens. Aber es gibt viel grund- und ursachloses Hoffen in der Welt; auf dessen Erfüllung zu warten macht Narren. Dagegen ist es vernünftig und treu, zu warten, wo man durch die Naturordnung draußen oder durch verläßliche Zusage von Menschen oder durch die Grundlegung eigenen Schließens und Handelns eine gewisse Aussicht hat. Der Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde. Und der Wanderer wartet auf die Erreichung des Zieles, das er sich gesteckt hat. Und der Freund wartet auf den Freund, der sich ihm angesagt hat. Und der Fromme wartet auf die Stunde der Erfüllung, nachdem er von Gott eine Verheißung empfangen hat.

Das tut er aber in festem Glauben, auch wenn er nicht siehet. Alle Verheißungen Gottes beziehn sich auf das Unsichtbare. Aber auch der Freund sieht den Freund nicht, dem er entgegengeht. Und der Wanderer sieht das Ziel nicht, sondern nur den Weg, den er im Vertrauen, daß er ihn an seinen Ort bringe, treulich einhält. Und der Ackersmann sieht die Ernte noch nicht, die er haben wird, da er seine Hand abläßt vom Acker, damit Regen und Sonnenschein daran ihr Werk tun.

Aber es währt oft lange. Dem Bauer kann wohl angst und bange werden, wenn die Witterung fehlschlägt. Und dem Wanderer kann die Straße lang werden, wenn es durch Nacht und Wildnis geht. Und der Freund mag wohl ungeduldig werden, wenn der Freund verziehet zu kommen. Da steht es dann bei dem Wartenden, ob er nicht lieber geduldig ist. „So seid nun geduldig, liebe Brüder, und stärket eure Herzen." Christen müssen eine große Geduld haben. Christen können warten. Sie müssen warten können.

Auf den Frieden zum Beispiel. Selber ihr Herz beschwichtigend und Andre stillend in ihrer Ungeduld. Ists Gottes Wille noch nicht, so geschehe sein Wille. Wir haben keine Verheißung von Gott auf ein Datum, auch nicht auf 1918. Wir haben überhaupt von ihm keine Verheißung eines ewigen Friedens auf Erden. Es wird vielleicht, so lange die Erde stehet, wie Frost und Hitze so auch Kriegs- und Friedenszeit geben in natürlichem gottgewolltem Wechsel. Vielleicht auch darf die Menschheit hineinwachsen aus kriegerischen in friedlichere Zeiten, allgemach, wie man eben einem Ziele näher kommt. Das Ziel ist gegeben, es ist geschrieben in die heilige Schrift und in unsre Herzen: „ein Himmel und eine Erde, in denen Gerechtigkeit wohnet." Etwas Neues werden die sein gegenüber der Welt, in der wir jetzt leben. Der fromme Seher schaute es schon wie vorhanden: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde — denn der erste Himmel und die erste Erde verging, und das Meer ist nicht mehr." Er sah es im Geiste und in der Kraft dessen, der da spricht: „Siehe, ich mache alles neu." Diese Verheißung also haben wir, und des Zieles froh leben wir, und wenn wirs redlich meinen in unserm Glauben, trachten wir darnach, nicht nur im tief verborgenen Herzensschrein, wo die Gedanken wohnen, sondern auch mit unserm Tun und Lassen, mit Einsetzen unsres Willens und unsrer Kraft. — Aber zugleich in großer Geduld. Wir können leicht zu viel Geduld haben. Ohne Zweifel haben wir Christen insgemein viel zu viel Geduld, wo es sich um den Kampf gegen das eingewurzelte Böse handelt, gegen das, was — anscheinend, erfahrungsmäßig — immer war. Fluch der Geduld! Aber gesegnet die andre, echte Geduld, die alles hofft und glaubt und erwartet, alles für möglich hält in heiligem Gottvertrauen, sich tapfer in den Kampf begibt für Gottes Willen, d. i. für eine Welt, in der Gerechtigkeit wohnet, aber doch dabei Geduld bleibt: Zeit und Stunde, letzte Weise und Weihe dem Allmächtigen überlassend, der uns in diese werdende, wartende Welt hineingestellt hat.

Warten können, das heißt durch alle Proben und Enttäuschungen hindurch, handelnd und feiernd, immer wieder zu Gottes Zielen Amen sagen: Ja, ja, es soll also geschehen! R

Das künftige Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen in Deutschland

Die Zeit des Schweigens ist vergangen, und die Zeit zu reden ist kommen, als Ecclesiastes sagt.

1. Aller Anfang ist schwer

Alle Zukunft setzt sich aus zwei Elementen zusammen: aus dem, was sein soll, und aus dem, was das Werden des Gesollten hemmt oder hindert.

Daß zum künftigen Gedeihen unsers deutschen Volkslebens und Staatswesens ein gutes Verhältnis zwischen den beiden christlichen Konfessionen vor vielem Andern nottut, liegt klar zu Tage. Denn daran, daß die eine die andre aufsaugen oder mattsetzen könnte, ist nicht zu denken. Mehr als zu irgend einer früheren Zeit sind sie auf jener Linie des Gleichgewichts angekommen, die einen fortwährenden Wechsel des ausschlaggebenden Faktors mit sich bringt. Für ein ruhiges Gedeihen unsrer nationalen Entwickelung bedeutete das keine Gefahr, wenn die beiden Teile sich mit einander aufrichtig vertrügen. Offenbar aber walten dawider starke Hemmnisse und Hindernisse. Sie sind so beträchtlich, daß man am liebsten nicht davon spricht. Wie soll man die Sache auch anfassen? Kein Eisen ist heißer. Aber es fragt sich, ob durch Schweigen die Lage gebessert wird. Zumal ja auf keinen Fall diejenigen schweigen, die es in dieser kritischen Stunde für ihre Pflicht halten, im Dienste eines höheren Gebots das Bewußtsein für den Wert der Spaltung nach Kräften lebendig zu erhalten.

Wer es unternimmt, zwischen den beiden Konfessionen zum Frieden zu reden — zu einem deutschen, aber zu einem Verständigungsfrieden —, wird gut tun, sich keinen Illusionen

hinzugeben. Er hat es nicht mit flüchtigen Vorurteilen von heute zu tun, sondern mit Jahrhunderte langen Widerständen. Aber er wird umso mehr gut daran tun, wenn er unnötigen Einwänden sofort mit aller Schärfe entgegentritt. Das heißt für ihn als Protestanten vor allem, daß er sich die Einrede verbittet: „Du kennst die römische Kirche nicht! Du kennst nicht den Feind in ihr!“ Nicht nur spreche ich das Recht zu dieser Widerrede von vorn herein jedem ab, der sie öffentlich erheben wollte. Ich bitte meine protestantischen Leser, wer und wo sie auch seien, auf diesen Vorbehalt, auf dieses Mißtrauen mir gegenüber innerlich entschlossen zu verzichten. Sonst wird es sich für sie überhaupt nicht lohnen, die folgenden Ausführungen zu lesen. Sie haben ihnen ja doch einen Riegel vorgeschoben in ihrer Seele. Es ist kein Rühmen dabei, wenn ich sage, daß mir die Geschichte, die seit Spaltung der Christenheit zwischen Wittenberg und Rom, auch zwischen Genf und Rom, sich abgespielt hat, bekannt ist. So sind mir auch die inneren politischen Kämpfe, die Deutschland, insbesondre Preußen, als Kulturkampf und Verwandtes, erlebt hat, vertraut, ich habe sie zum Teil mit erlebt. Endlich der nie endende Kleinkrieg in gemischter Bevölkerung um Mischehen und ihre Kinder, die Leiden und Empfindungen meiner Glaubensgenossen in der Diaspora stehen mir wohl vor Augen, obwohl ich allerdings niemals selber unter solchen Verhältnissen gelebt habe. Ich war aber lange genug im Evangelischen Bunde und im Gustav Adolf-Verein tätig — von dem, was die Presse zugänglich macht, abgesehen —, um zu wissen, um was für Zustände es sich da handelt und wie schwer sie oft den evangelischen Teil und insonderheit seine berufenen Vertreter belasten können. — Daß es mir aber an persönlicher Hingabe an meine Konfession nicht fehlt, dafür bürgt Gott Lob jedem, der es mit solcher Prüfung ernst nimmt, meine lebenslange, immer innigere Vertrautheit mit Luther. Es gibt keine geistige Welt, in der ich mehr und lieber lebte, als die seine.

Ein solcher Nachweis der Qualifikation war nach meinen Erfahrungen nötig, wenn ich nur irgend hoffen soll, meine Glaubensgenossen für die Ueberlegungen zu gewinnen, die ich hier vortragen werde. Denn ihre innere Geneigtheit, mit den katholischen Volksgenossen sich zu vertragen und zu verständigen, ist heute harten Schwankungen ausgesetzt. Die verschmelzende Gewalt der ersten Kriegserfahrung ist verglüht. Die Anerkennung dessen, was die katholischen Deutschen auf dem Schlachtfelde draußen wie in wahrlich kaum unwichtigerem Geisteskampfe für die gemeinsame Sache geleistet haben, besteht zwar; aber teils findet man es selbstverständlich, teils verzagt man an seiner Tragweite. So uneigennützig dabei der einzelne Katholik gehandelt haben mag, von seiner Kirche ist man eines Lohnanspruchs gewärtig, über dessen Höhe vorläufig die Phantasie Auskunft gibt. Und nun die restlose Wiederzulassung des Jesuitenordens im Reich. Die innige Verbündung mit dem katholischsten Staate Europas, mit Oesterreich. Die Erhebung eines bewußt kirchlichen und ausgesprochen politischen Katholiken zum Reichskanzler. Dabei die — als Zünglein der Waage — bisher schon und auf unabsehbare Zeit ausschlaggebende Rolle des Zentrums in unserm Staatsleben überhaupt. Es bedarf nicht der Ueberwachung der katholischen Presse, die gleichwohl mit Argusaugen geübt wird, und der Hervorholung unbedachter oder übermütiger Aussprüche darin, um das protestantische Gemüt gruseln zu machen. Kommt noch ein offizielles Wort von Rom her, das fanatisch anmutet, im Geist des Syllabus und der Gründonnerstagsbulle, so ist dem Faß der Boden ausgestoßen.

Ueber diese Erfahrungen hinweg hilft nur Eins: der Wille.

Nicht die Wissenschaft. Denn die echte Wissenschaft von heute wird zwar von manchem Laster der Methode heilen können, an dem die moderne wie die altväterische Polemik krankt: vor allem von der Unart, das Tatsächliche auf der andern Seite höchst realistisch bis in all seine grellen und extremen Aergernisse hinein zu zeichnen, von der eigenen Seite aber ihm das Ideale, das „wie es sein sollte und wie es gemeint ist“ gegenüberzustellen. Wir haben heute in der protestantischen Theologie an Stelle der alten Polemik — der es wahrlich nicht an Gelehrsamkeit gebrach und die darum die Mutter mehr als einer wertvollen Disziplin geworden ist — die vergleichende Konfessionskunde, die es in der Fähigkeit, sich in Geistesart und Lebensseele der anderen Konfession einzufühlen, zur Meisterschaft zu bringen auf dem Wege ist. Es wird da eine besonders köstliche Frucht des religionsgeschichtlichen Zeitalters gebrochen. Aber zu dem, was schließlich unser Ziel sein muß, reicht es nicht. Denn die vergleichende Religionswissenschaft wird vermöge ihrer Problematik und Methodik immer darauf aussein, die Unterschiede zu sehen und zu suchen. Das Gemeinsame wird sie teils voraussetzen, teils zwar zusammenfassend, übersichtlich, als Genus der Spezies gegenüberstellen. Aber es eigentlich erzeugen, hervorbringen, hervorheben wird sie es nicht. Ihr Stolz wird immer bleiben, den Sinn für das Eigentümliche und Wechselnde zu schärfen, mögen das nun (wie in der früheren Symbolik) nur Unterscheidungslehren oder (wie für die heutige Konfessionskunde) lebendige Gebilde mit charakteristischer Einstellung auf alle Züge des Menschendaseins, insbesondre auf Kultur und Ethik sein. In dieser Richtung wird der Scharfsinn des Forschers und die Schulmeisterschaft des Lehrers immer triumphieren.

Nein, die Wissenschaft von heute ist zwar bereit, großen Hilfsdienst zu tun, und man braucht nur davon Gebrauch zu machen. Aber die Hauptleistung fällt dem Willen zu. Wollen wir Frieden mit unsern katholischen Brüdern? Wollen wir ihn trotz dieser schweren Last unsrer vierhundertjährigen Geschichte? Trotz Jesuitenorden, Gegenreformation, Syllabus und Modernisteneid? Trotz der Gefährdung unsers Prestiges im Deutschen Reich und in Preußen? Trotzdem, daß wir protestantisch sind bis auf die Knochen?

Unter den Wortführern des deutschen Protestantismus kenne ich nur einen, der diesen Willen seit Jahrzehnten öffentlich immer wieder bekundet hat: Harnack.

Man darf nicht sagen, daß diese seine Stellungnahme auf der Gegenseite unbeachtet und unbedankt geblieben sei. Auch in unserm Lager haben sich neuerdings Stimmen geregt, die eine gleiche Melodie singen. Ich nenne Dunkmann, Nithack-Stahn. Ich selber hatte zweimal Veranlassung, mich in diesem Sinne zu äußern: einmal in der bekannten Thimmeschen Sammlung „Zum inneren Frieden“. Sodann im Fränkischen Kurier. Ich schrieb da über „die Notwendigkeit des konfessionellen Friedens“ einige Artikel; richtiger hätte es heißen müssen: die Möglichkeit. Ein Echo, wie ich es mir wünschte, ist nicht ausgeblieben. Die Leser der Christlichen Welt haben ein Anrecht darauf, zu erfahren, was da verhandelt worden ist. Ich berichte, antworte dabei meinem verehrten Korreferenten, und spinne den Faden weiter.

R

Die Not der Bekenntniskirche

Schlußwort zur Zoellnerdebatte

Die Debatte über den Vortrag des Generalsuperintendenten Zoellner auf der Augustkonferenz des vorigen Jahres hat sich geschlossen. Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, deren Herausgeber zu den wenigen von dem Redner vorher ins Vertrauen Gezogenen gehörte, hat bereits in Nr. 29 ein Schlußwort geschrieben. Zoellner scheint eine Episode geblieben zu sein. Aber es scheint nur so. Er hat an eine Not der Kirche, im besonderen der preußischen Landeskirche gerührt, und diese Not bleibt bestehen. Es handelt sich nicht bloß, wie gesagt worden ist, um einen Dachstuhlbrand, sondern um einen Schaden, der die Wirksamkeit der evangelischen Kirche schwer beeinträchtigt. Das hat Zoellner geleistet, daß er das Problem in seiner weitgreifenden Bedeutung gezeigt hat. Mögen es Viele noch nicht so sehen wie er, mögen sie sich sträuben gegen die Unerbittlichkeit seiner Folgerungen: wir verstehen es vollkommen, wenn er sagt, daß ihn die vorgebrachten Gegengründe in seinen Gedanken nicht erschüttert hätten.

Zoellner hat die innere Unwahrhaftigkeit des gegenwärtigen kirchlichen Zustandes gezeigt. Sie ist dem Recht nach Bekenntniskirche, in der Wirklichkeit erweist sich aber dieser rechtliche Anspruch als nicht durchführbar. Die Schilderung, die Zoellner von den Verhältnissen innerhalb der Kirche zeichnet, ist freilich zu einfach, um richtig sein zu können. Er macht sich das unglückliche Wort von den zwei Religionen zu eigen, deren eine

aus der Reformation, die andere aus dem Humanismus stamme. Die Fülle des religiösen Lebens in unseren Kirchen läßt sich nicht mit solchem Schlagwort erschöpfen. Für die „andere Religion" nennt er nur die Namen Bonus und Johannes Müller: gerade diese sind aber keine landeskirchlichen Geistlichen. Es ist ihm auch von seinen Freunden widersprochen worden: die Neuprotestanten hätten doch Stücke des Evangeliums, und wenn es dessen noch bedurfte, hätte dies Jubeljahr der Reformation deutlich gezeigt, wie tief wir alle uns in der Reformation verankert fühlen. Aber zugestanden, es gäbe die beiden Extreme, wie kann jemand verkennen, daß es eine große Anzahl von Uebergängen gibt? Dietrich von Oertzen hat in seinem prächtigen Wort „D. Zoellners Reform" in Reformation 1917, 7 bezeugt: „Ich passe in keine der alten Parteirichtungen ganz hinein", und festgestellt: „Rechts und Links stehen sich in der Wissenschaft viel näher, als es im kirchlichen Parteileben den Anschein hat." Dazu wollen die, die Zoellner in der Gemeinschaft des alten Glaubens vereinigen möchte, durchaus nicht alle mit ihm an einem Strange ziehen; für die Gemeinschaften hat Dallmeyer in Auf der Warte 1916, 45 ihm eine scharfe Absage gegeben. Vgl. auch Seebaß im Septemberhefte des Theologischen Zeitblatts.

Ebensowenig aber ist es möglich, und das ist das Entscheidende, an der Stellung zum Bekenntnis die Scheidelinie zu ziehen. Es handelt sich für Zoellner um das zu Recht Bestehen der Bekenntnisverpflichtung in der Landeskirche. Faßt man das, wie er es tut, vom rein rechtlichen Standpunkt, dann muß das Bekenntnis in seinem vollen Umfange mit allen seinen Einzelheiten in Betracht gezogen werden. Wer von den Altgläubigen steht denn noch auf allen Worten des Bekenntnisses? Die Abweichungen unserer vermeintlichen Orthodoxie sind seit Gottschicks gründlicher Schrift über die Unkirchlichkeit der kirchlichen Theologie so oft nachgewiesen worden, daß es sich erübrigt darüber noch Worte zu verlieren; es ist wertvoll, daß auch Dunkmann in Reformation 48 das aufs neue feststellt. Ueberall wird unterschieden zwischen Kern und Schale, oder wie es Dunkmann ausdrückt, zwischen Buchstaben und Geist, geschichtlicher Form und übergeschichtlichem Inhalt. Alle Bekenntnisse altgläubiger Vereine und Versammlungen, die wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, sind neue Formulierungen und damit zugleich Abweichungen von dem alten Bekenntnis seinem Buchstaben nach: sie sind neue Glaubenszeugnisse und nicht einfache Berufung auf das alte Bekenntnis. Wer sich auf das Recht des Bekenntnisses beruft, soll es auch gebrauchen in seiner ursprünglichen Bedeutung. Da war es aber nicht bloß Gesetz für die Lehrer der Kirche, sondern Zeugnis der Gemeinschaft der Gläubigen; es galt für die Gesamtheit der Kirchgenossen und ist so bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts noch angewendet worden. Wer von unseren Altgläubigen will aber noch seine Rechtsverbindlichkeit für die Laien behaupten und daraus die Folgerungen ziehen?

Vor allem aber ist die Union, in der Zoellner steht, ein Beweis für die veränderte rechtliche Stellung des Bekenntnisses, worauf die Lutheraner mit Recht hinweisen. Die Union bringt die Gleichberechtigung von zwei verschiedenen Bekenntnissen in der preußischen Landeskirche. Es ist nur folgerichtig, wenn diese Gleichberechtigung der Richtungen, die hier faktisch besteht, weiter ausgedehnt wird. Die Berufung der Altgläubigen auf das Bekenntnis ist nichts anderes als der Anspruch, ihre Auffassung des Bekenntnisses zur allgemein gültigen zu erheben, und das ist rechtlich nicht zu begründen.

Das Bekenntnis, das de jure noch besteht, hat de facto seinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit verloren, und es ist unmöglich, sie ihm wieder zu verschaffen. Auch nicht durch das Irrlehregesetz. Das ist die Not der Bekenntniskirche, ihre innere Unwahrhaftigkeit, die nach Abhülfe schreit.

Der springende Punkt in dem Zoellnerschen Vortrage war nun aber, daß auch die „Bekenntnisgläubigen" unter dieser Notlage leiden, obwohl sie sich doch als die Privilegierten fühlen müßten. Was Zoellner zu seinem Vorschlage getrieben hat, war die Not der positiven Minderheiten. Sie ist bestritten worden. Döring hat in der Kirchlichen Rundschau vom 19. November 1916 Zoellner entgegengehalten, daß im westfälischen Amtsbezirk positive Minderheiten noch niemals mit der Bitte um Schutz und Hilfe an die Kirchenbehörden herangetreten seien. Aber Zoellner fühlt für die ganze Landeskirche, er hat auf Berlin exemplifiziert, und wie tief die vorhandene Not empfunden wird, zeigt das bittere Wort des Herausgebers der AELKZ im obengenannten Schlußartikel: „Die fremden Kinder sitzen breit am Tisch, die eigenen Kinder müssen hungern." Es kann gar kein Zweifel obwalten, daß Zoellner mit seiner Schilderung der Lage Recht hat. Mag man seitens der positiven Minderheiten in Berlin manches übertrieben haben, wir können es den Altgläubigen nachfühlen, wie die Besetzung einer Kirche mit lauter neuprotestantischen Geistlichen auf sie wirkt. Die gegenwärtige rechtliche Lage der Bekenntniskirche hindert die genügende religiöse Versorgung der Kirchgenossen, derer die links wie derer die rechts stehen. Die Minderheiten sind hüben und drüben verwaist, sobald es sich um ausgeprägte Standpunkte handelt. Das ist eine Not, die Niemand unterschätzen sollte. Es ist uns unbegreiflich, wie Schneider in seinem Vortrag auf der Düsseldorfer Jahresversammlung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses in Rheinland-Westfalen vom 20. November 1916 sich dabei beruhigen kann, daß die Kirche dennoch Bekenntniskirche bleibe — „solange noch ein Pfarrer in Preußen das reine Evangelium verkündet, solange noch eine Menschenseele in der Kirche sitzt und daran ihr Herz erquickt . . . und wenn auch Millionen in ihr sagen: wir glauben es nicht, wir glauben nichts mehr. Das berührt den Charakter der Kirche nicht." Was ist das für eine Auffassung von der Kirche! Ist denn der Christ um der Kirche willen da oder nicht vielmehr die Kirche um der Christen willen? Hört sie nicht auf, im reformatorischen Sinne Kirche zu sein, wenn sie nicht mehr Gemeinschaft der Gläubigen ist? Ist das wirklich, wie Zoellner vorgeworfen wird, Donatismus?

Diese Not der Bekenntniskirche müssen alle fühlen, denen an der Ausrichtung des Amtes der Kirche etwas liegt. Der Streit kann nur darum sein, ob die von Zoellner vorgeschlagene Lösung: die Kirche solle überhaupt auf das Bekenntnis verzichten, die notwendig gegebene ist. Man sagt, eine Kirche ohne Bekenntnis wäre keine Kirche mehr. Aber Bekenntnis ist im eigentlichen Sinne Zeugnis, und Zeugnis muß stets einheitlich sein. Es duldet in keinem Punkte ein Ja und Nein zugleich. Haben die Lutheraner nicht Recht, wenn sie sagen, die unierte Kirche sei schon jetzt keine eigentliche Bekenntniskirche mehr? Ist es nicht eine Klärung der Sachlage, wenn das Bekenntnis da hinein verlegt wird, wo es allein wahrhaftig ist, in die Gemeinschaft der das gleiche Zeugnis Ablegenden? Ist es denn nötig, einen Generalnenner der einzelnen Zeugnisse zu konstruieren? Muß ein solches Kompromißbekenntnis nicht den Wert des Zeugnisses zerstören? Kirche ist da, wo das Wort Gottes Seelen gewinnt; die äußere Form, auch die begriffliche Ausprägung ist Nebensache. Was nutzt die äußere Organisation, wenn sie die Sammlung der Gläubigen hindert, statt sie zu fördern! Reine Lehre ist mit äußerlichen Mitteln nicht zu schützen, sie ist und bleibt eine Sache des Glaubens, nicht des Rechts.

Wir begreifen sehr wohl, daß man sich auf der rechten Seite sträubt, die radikale Lösung Zoellners anzunehmen. Man fragt: Was wird das für eine Bekenntnisgemeinde der Freiheitsfreunde werden, die dann entsteht? Werden zu ihr nicht auch ausgesprochene Atheisten gehören? Man fühlt sich trotz der Not der Minderheiten doch als die eigentlichen Vertreter der Geschichte. Aber das Leben geht seinen Gang unerbittlich weiter. Dunkmann mahnt mit Recht in Reformation 48: „Die Landeskirche muß sich lieber selbst aufheben, ehe der Gang der Ereignisse sie hinwegschwemmt." Es muß eine Lösung gefunden werden, die der Frömmigkeit zu ihrem Rechte verhilft, derer die am Alten hängen ebensowohl wie derer die der Gegenwart Recht geben wollen.

Fraglich kann freilich sein, ob die jetzige Zeit schon für solche Lösung geeignet ist. Der Herausgeber der AELKZ mahnt, die Stunde Gottes abzuwarten, sie sei noch nicht da. Vielleicht ist sie eher da, als wir dachten. Vielleicht gehen wir im nächsten Jahrzehnt schon einer grundlegenden Umwälzung des

Verhältnisses von Staat und Kirche entgegen, und dann müssen wir vorbereitet sein. Es mag darum für jetzt das Klügere sein, einen Weg zu suchen, auf dem die schlimmsten Notstände abgestellt werden können. Man ist weithin darüber einig und Zoellner hat selber zugestimmt, daß die Lockerung des Parochialzwangs einen solchen Weg bedeute. Man kann darunter freilich Verschiedenes verstehen. Wenn ein Lehrer bestraft werden konnte, weil er in einer anderen Gemeinde das Abendmahl genommen, es „sich erschlichen" hatte, wie es in dem Gerichtsurteil hieß, so ist man darüber wohl auch in Mecklenburg empört. In Berlin dagegen besteht der Parochialzwang, wie Schubring im Protestantenblatt 1917, 23 hervorhebt, nicht mehr für die Lebenden. Aber wenn gerade hier die Not dennoch empfunden wird, so ist das ein Zeichen dafür, daß noch mehr geschehen muß. Darf man freilich so weit gehen, wie Theodor Kaftan vorschlägt, den Minderheiten den rechtlichen Anspruch darauf zu gewähren, daß in den Kirchen Geistliche ihrer Richtung auch ohne die Genehmigung des Gemeindekirchenrats ihres Amtes walten, und damit das Hausrecht der Gemeinden überhaupt beseitigen? Dagegen erheben sich doch schwerwiegende Bedenken. Eine einfache Sache wäre, den Minderheiten in Gemeinden mit mehreren Geistlichen einen Anspruch auf einen Pastor ihrer Richtung zu geben: nur müßte man dann erst Verhältniswahl für die kirchlichen Körperschaften einführen, was schon vor Jahren von einem jetzt verstorbenen Geistlichen Großberlins in einer leider wenig beachteten Denkschrift gefordert worden ist. Wie aber sollen die Minderheiten in Gemeinden mit nur einem Geistlichen, vor allem in Orten mit nur einer Kirche zu ihrem Rechte kommen? Sie sollen das Recht auf Versorgung durch einen Nachbarpastor haben, — aber ist der immer vorhanden? Man wird nicht auskommen ohne die Einrichtung von Sondergottesdiensten für die Minderheiten und sollte da seitens des Kirchenregiments keine bürokratischen Schwierigkeiten machen. Warum sollen die Berliner nicht auch Sonderabendmahlsfeiern haben können? Die Kirche würde daran nicht zugrunde gehen.

So kann man vorläufige Abhülfe zu bringen suchen, aber die innere Unwahrhaftigkeit der Bekenntniskirche wird damit noch nicht beseitigt. Wenn Besseres erreicht werden soll, sind zwei Vorbedingungen zu erfüllen. Zuerst muß sich die Ueberzeugung allgemein durchringen, daß das wahre Leben, wo es wirklich vorhanden ist, durch freie Gewährung für die Geister keinen Schaden erleidet. Man lasse nach Luthers Wort die Geister aufeinanderplatzen und vertraue der eigenen Auffassung, daß sie auch ohne rechtliche Hülfe durchdringen wird. Es ist mit das Erfreulichste an der Zoellnerdebatte, daß sie gezeigt hat, wie weit dies Vertrauen auch auf der altgläubigen Seite vorhanden ist, vor allem in Rheinland-Westfalen. Aus der Versteifung auf papierene Rechte erwächst keine Stärke. Dann das Andre: Man höre auf der rechten Seite auf, die eigene Ueberzeugung mit dem Wortlaut der Bekenntnisse gleichsetzen zu wollen. Dunkmann sagt in Reformation 48: „Jede Generation hat das Recht, die ererbten Formen zu prüfen." Wer das tut in Achtung vor den Zeugnissen der Väter, ist ein berechtigtes Kind der Kirche, auch wenn er zu anderen Ergebnissen als die Väter kommt. Hier gilt es Achtung vor der fremden Ueberzeugung, Dulden und Tragen auf beiden Seiten.

Noch weiter führt die gedankenvolle Untersuchung Mahlings in seinem Beitrag zu der Festschrift für Wilhelm Herrmann: „Ist die Kirche in erster Linie eine Bekennergemeinschaft oder eine Bekenntnisgemeinschaft?" (ZThK 1917), in dem er sich für das erstere entscheidet. „Das Bekenntnis trägt seinem Wesen nach nicht den Charakter eines theologischen oder dogmatischen Lehrbekenntnisses, sondern ist das Glaubenszeugnis der Bekenner." Das Heilsgut, der Heilsbesitz der Bekennenden ist das Entscheidende, es darf nicht als gesetzliches Statut der Rechtsorganisation der Kirche verwendet werden. Damit wäre dann aller Streit über das Bekenntnis ausgeschaltet. Aber bis wir diese Johanneskirche haben, wird noch manches Jahr vergehen und mancher Streit durchgefochten werden müssen.

Solange aber die Christenheit noch nicht so weit ist, scheint die Auflösung der äußeren Organisation der Bekenntniskirche ni ihrer gegenwärtigen Gestalt als rechtliche Institution unvermeidlich. Man soll sich nicht davor fürchten. Die Forderung Zoellners sei praktisch undurchführbar, heißt es. Da zeigt sich wieder nur die deutsche Eigentümlichkeit, mit gewissenhafter Gründlichkeit alle Möglichkeiten auszudenken ohne zu beachten, daß das Leben immer nur einen Teil davon zur Wirklichkeit werden läßt. Häring hat in CW 1916, 44 darauf hingewiesen, daß die Forderung Zoellners in der Schweiz, vornehmlich in Basel, bereits durchgeführt ist und dort zum Segen für beide Teile dient. In den größeren Verhältnissen der preußischen Landeskirche wird die Durchführung nicht so einfach sein. Aber möglich ist sie; bei gutem Willen ist vieles möglich.

Diesen Willen sollte aber die Erkenntnis stärken, daß wir um unseres Volkes willen nicht auseinander gehen dürfen. Die Volkskirche muß erhalten bleiben. Das ist in der Zoellnerdebatte von so vielen Seiten hervorgehoben worden, daß es eine Freude war. In einer Zeit, wo die evangelische Kirche von allen Seiten umstritten ist, wo die katholische Kirche eine neue Stärkung ihrer Macht erfährt, wo das Gedächtnis der Reformation wieder so lebendig geworden ist unter uns und von allen Seiten freudig bekannt wird, was wir an Luther haben und behalten, in dieser Zeit soll die Kirche der Reformation sich festigen in dem Willen, zusammen zu bleiben in dem fröhlichen Glauben, daß Gott uns den rechten Weg führen wird, auch wenn er unseren Gedanken noch so sehr entgegen ist.

Marburg — Ewald Stier

Gustav Meyrink, ein Zeitphantom

1

Das Chaos des Krieges stellt die Kultur und mit ihr die Schöpfung überhaupt in Frage. An die Pforten der Welt pocht der Widersinn und will sie einreißen. Die Dämme im Frieden gezüchteter Daseinsbegriffe wollen nicht mehr standhalten: der brutale Hammer zerschmettert die angebeteten Male. Ueber dem Krieg muß eine neue Kultur hochwachsen, sonst hat der Tod umsonst gewütet, und es bleibt uns nur noch übrig, Asche aufs Haupt zu streun und Buße zu tun. Für viele Ernstblickende ist dies der letzte Sinn des Krieges. Allein das freie Gewissen will sich bei solcher Strafgerichtsethik nicht befrieden lassen: es sucht die positive Schöpfung in dem Chaos, die Vernunft der Welt, die der Menschenvernunft begreifbar bleibt, auch dann noch, wenn sie „nur Glaube" heißt. Nicht nur wir, auch die Westvölker wissen eine Kulturmission in sich, die ihre Kanonen schmieden, ihre Geschosse schleudern hilft. Sie wollen uns die uns fehlende Freiheit und Kultur bringen, auch gegen unsern Willen, weil wir blind sind. Im Helldunkel dämmert es auf, daß der Erweis des juristischen Rechtes den tiefsten Rechtsanspruch nicht begründen könne. So roh, so reklamehaft-propagandistisch und egoistisch man es auch formuliert, man kann der Idee den Tribut nicht verweigern. Man schlägt die Gewissen tot, aber man gibt zu, daß es ein Gewissen gibt, geben müsse. — Der Staat sitzt eisern auf dem Thron und wirbelt die Individuen durcheinander, wie er sie braucht. Allein das letzte Individuelle ist ein unantastbares und, Gott sei Dank, unzerstörbares Heiligtum. Das Geheimnis der Schöpfung tut sich auf in ihm, und aus der Enge des Körpers flattert der Geist in die Freiheit und senkt seinen Atem in die Welt: er will Kultur schaffen. Da stößt er auf den eisernen Staat. — Der Staat gebietet ihm, er setzt ihm Grenzen, vielleicht verbietet er den Geist, so oder so. Was tun? Der Scharfsichtige erkennt, daß mit der Negation des Staates nicht geholfen sei. Wohin mit der Kultur ohne Staat? — es ist, als wollte man ein Haus bauen ohne Gerüst. Der Staat ist Baugerüst: das sicherste, das festeste, das dauerndste unter den irdischen Behelfsmitteln des Ewigen. Eine Kultur in die Luft bauen mag man in der Komödie. Vor dem Trauerspiel der Wirklichkeiten zerstiebt die Utopie. — Die Idee von der Einheit der Kultur stößt sich an der nationalen Schranke. Der Krieg hat die Nationen mit Wall und Graben von einander abgeschieden, nicht nur räumlich; — die Kugeln sausen von hüben und drüben, sie verletzen und zerstören auch Seelen. Und doch kann man der Menschheit teilhaftig werden nur durch die Besonderung der Nation hindurch, zum mindesten des Stammes: in irgend

einer Rasse, mit irgend einer Sprache wird man geboren. Eine Esperantokultur ist wie ein Baum, auf dem der Apfel wächst: wer möchte ihn essen?! — Dies ungefähr sind in andeutenden Sätzen die Elemente, aus denen man heute die Waffen schmiedet, wenn es um die Zukunft der deutschen Kultur in und nach dem Kriege geht.

In dem Hin und Wider der Worte hat sich eine junge Schriftsteller-Generation erhoben, um die es brandet. Sie hat einen Namen für sich gefunden und ein Programm. Man möchte fast sagen, Name und Programm waren früher als der lebendige Geist, der sie trug. Der geschichtsphilosophische Zwang forderte fast, daß auf den Impressionismus ein Expressionismus folge. Nicht mehr der sinnenhafte Eindruck, das realistische Aneinanderketten von Wahrnehmungsinhalten, aus dem sich Raum und Zeit erzeugen und zur Welt wachsen, ist Ziel der Darstellung, sondern die Gestaltung des nur-seelischen Erlebens, das der Gegenstand hervorrief. Der Gegenstand ist also im besten Falle Wecker des Erlebnisses. Die Gestaltung aber beginnt an dem Erlebnis. Nicht, was der Gegenstand ist, nur was er bedeutet, für mich bedeutet, hat irgend Sinn. Der Gegenstand besteht daher auch gar nicht außerhalb der Bedeutung, die er gewinnt in dem Erlebnis. Es ist eine Täuschung der Sinne, die Erfahrung eines noch primitiven Auges, zu meinen, der Gegenstand sei an und für sich. Die wahre Realität liegt im Erlebnis. — Man möchte meinen, daß in dieser Theorie, diesem künstlerischen Wollen der Weg gebaut werde zu einem neuen Wertschaffen, zu einer Art von neuem Platonismus und Idealismus. Nur die Verachtung des räumlich-zeitlichen Daseins macht stutzig. Man fühlt die Gefahr, daß der Wirbel des Subjektivismus die objektive Welt verschlingen möchte, daß der subjektiven Willkür die konstruktiven Elemente der Welt und schließlich die Schöpfung überhaupt zum Opfer fallen könnte. Erscheinung würde wieder Schein werden und die Schöpfung zu einem phantastischen, willkürlichen, grotesken Traum entarten.

Die Reaktion gegen den Glauben des Naturalismus an die sinnenhafte Gegebenheit der Einzeldinge war notwendig. Man wollte wieder zu den Zusammenhängen und damit zu einem geistigen Sein vordringen. Man wollte eine neue Realität über der zeit-räumlichen gewinnen. Man wollte hinter die Dinge greifen, aber das schaffende Ethos langte nicht zu. Man kam nur bis zu dem eigentümlichen geistigen Extrakt, das wir Stimmung nennen; jene Atmosphäre, die in und um uns ist, wenn die Dinge in uns wachsen, ohne daß wir handeln oder sie gestalten. Eine Begleiterscheinung nahm man für die Hauptsache. So blieb man im Grunde doch am Sinnlichen haften. Man erschuf nicht eine neue geistige Welt aus Bausteinen der Seele. Man flüchtete sich vor dem Andrang der Welt, der einem zu stark wurde, in die Stimmung. In dieser Stimmung fand man zugleich die Bedeutung der Welt, ihren Wert, ihren Sinn. So entstand die Neuromantik und der Symbolismus. — Aber die Stimmung wollte nicht genügen. Man suchte nach einem neuen Zentrum, das den Gesamtsinn der Welt repräsentierte und ihn erschuf. Man wagte die Grenzüberschreitung und suchte wieder Religion in fremdgewordenen Gefilden. Aber der Einfluß des Naturalismus war noch zu stark; man hatte Nietzsche oder Haeckel oder wen sonst unter den letzten Propheten zu gut im Gedächtnis, um nicht zu wissen, daß der alte Gott tot sei; — wo also einen neuen finden, da man ihn doch irgendwie brauchte? Auf dem Boden der Erfahrung, der sinnlichen Erfahrung wollte man bleiben, um der Wissenschaft willen. Man scheute sich vor allem vor einer Ethik, die wieder strenge Tafeln aufrichtete. Die Vielgestaltigkeit des Welterlebens widerstrebte dem engen Kodex. Der Begriff des Kosmos und des kosmischen Erlebens schien allen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Wenn man es wieder lernte, den Strom des Weltdaseins in seiner Totalität in jedem Einzelding zu sehen, so war der Gott im Grunde überall gegenwärtig. Diesen in die Dinge ausgegossenen Gott, die Einheit der Welt gleichsam atmosphärisch in der Stimmung der Seele wollte man erleben. Die Mystik stieg wieder im Kurs. Das gleichsam unmittelbare Einswerden mit dem Göttlichen in einer sinnlich-übersinnlichen Einheit wurde allen seelischen Bedürfnissen gerecht. Man blieb im Gebiet der Erfahrung und überwand doch den Naturalismus, wie man glaubte. Die Lehren von der Hypnose und dem Somnambulismus, jene sonderbaren Bewußtseins- und Unterbewußtseinserscheinungen an der Grenzscheide der sinnlichen und übersinnlichen Welt boten gleichsam wissenschaftliche Beweismittel für den neuen Glauben. — Will man eine Ueberschau über die Entwicklung der Poesie vom Naturalismus zum Symbolismus und Expressionismus gewinnen, so vergegenwärtige man sich die Entwicklung Strindbergs. In dem Strindberg der Einakter vollendet sich der Naturalist, in dem Strindberg des Traumspiels und der Kammerspiele der Symbolist und Expressionist. Hier ist der Traum die eigentlich reale Welt und an dem Traum wird der Sinn der Welt in ihrem Dasein enträtselt. Die Sinnenwelt ist eine geträumte Realität, der Traum eines göttlichen Wesens. Der Sinn ist der Widersinn alles Nur-Geträumten. Es gibt keine Lösung des Rätsels außerhalb der Last, die der Widersinn aufbürdet. Daß der Gott ihn träumt, entlastet nicht, es treibt vielmehr nur noch den letzten Keil in die geborstene Schöpfung. Von hier bis zur Auflösung der Realität in das Gespenstische, Spukhafte ist kein Art-, nur noch ein Quantitätsunterschied. Die junge Schriftstellergeneration der Expressionisten fußt auf dem Strindberg des Traumspiels und der Kammerspiele.

Unter ihnen steht an Wirkung in der Breite heute wohl an erster Stelle Gustav Meyrink.

Um seine Person hat sich jetzt ein Kampf entfacht, der im Namen der Kultur geschieht von beiden Seiten. Im Streit der Meinungen wird der Mann zum Märtyrer, der er nicht zu sein verdient. Der Fanatismus der allzu-Deutschen wie der redliche Wille derer, die der deutschen Kultur in ihrer Bewegung einen Stein wegräumen wollen, zerren in gleicher Weise das Bild des Mannes aufs Postament. Der Fehler liegt in der Einseitigkeit des Standpunktes. Das Individuum hat allemal recht, wenn es sich dagegen wehrt, daß man ihm die Gedärme an den Tag zerrt und sagt, sie seien Unrat. Jede Lebenserscheinung will in ihrer Ganzheit gesehen sein. Programme, welcher Art sie auch seien, sind nicht vollwertige Gewichtsteine, den Sinn des Individuums auszuwägen. Wer die Krankheit darstellt, braucht noch nicht selber krank zu sein, geschweige die Krankheit zu wollen. Dies als Warnungstafel vor die Betrachtung des Mannes gesetzt.

2

Meyrink gehört mit mancher seiner Wesensäußerungen in den Simplicissimus-Kreis. Er fühlt in sich den Beruf zum Satiriker. Es liegt eine Novellensammlung vor, in der diesem Element breiter Einfluß geschenkt ist. Schon der Titel ist wegweisend. Früher hieß es einmal: „Des Knaben Wunderhorn", ein Buch, in dem sich deutsches Wesen beschaute als in einem klaren, einfachen und tiefen Spiegel. Nun heißt es: „Des deutschen Spießers Wunderhorn". Der deutsche Spießer ist ein gern gesuchter, vielleicht schon fast zu billig gewordener Stoff der Satire. Doch der Stoff entscheidet nicht; es kommt darauf an, ob ein individuelles Sehen dem Stoff Bedeutsamkeit leiht, neue Seiten an ihm erschließt. Vor dem Wunderhorn Meyrinks nimmt der deutsche Spießer Reißaus und soll es tun. Man sieht im Hintergrunde den romanischen Elegant und Weltmann, der sich die Hände reibt. So ist es gedacht, so ist es gestaltet.

Alle echte Satire wächst am Haß empor, am Haß gegen das Schlechte, Unfruchtbare um der Geburt des Guten, Fruchtbaren, Lebenzeugenden willen. Wehe, wenn der Haß sich durch die Satire nicht zur Liebe an der Schöpfung befreit, die er glaubt. Meyrinks Haß gilt dem Staat in seiner Gegebenheit samt all den Institutionen und Ständen, die ihn tragen. Er hält den Staat an sich für etwas zu Ueberwindendes. Sein letzter Roman „Das grüne Gesicht" beweist es. Daneben gilt der Haß auch der Rasse. Das blonde deutsche „Biest" als Ausdruck des Primitiven, Ungegliederten, Grobnervigen erregt Widerwillen. Man fühlt, wie das bereits nach den Verwesungsbildern abirrende überlebte Blut noch einmal seine Kraft sammelt zu einem Haß gegen das, was ihm not wäre, um es zu reinigen und fruchtbar zu machen. Der rettungslos Komplizierte schmäht die Einfachheit, die er in sich nicht mehr er-

schaffen kann. — Die Intensität der individuellen Gestaltung erweist die Befreiung vom Haß in der Satire. Gelingt die Gestaltung ins Individuelle hinein nicht, so ist offenbar, daß der Haß im Rohen, Ungeformten stecken geblieben ist, daß er schwelt, sich nicht zum Licht emporläutert. Man lese Novellen wie „Die Erstürmung von Serajewo", „Schöpsoglobin", „Cragulum", „Petroleum-Petroleum", nirgends ist hier das Individuelle gesehn und gestaltet; die Satire bleibt im Allgemeinen stecken. Die Uebertreibung konstruiert im Grunde ein Abstraktum, das sie geißelt, nicht eine Entartung in Menschengestalt, die alle Zeichen des Lebens an sich trägt und doch widersinnig ist. Der Haß wird roh, weil er an sich selber leidet. Er befreit sich in die Brutalität hinein, statt in die Liebe. — Die Novelle „Der Saturnring" ist ein höchst charakteristisches Gebilde für die Physiognomie dieses Geistes. Eine Idee scheint sich gestalten zu wollen: um das Wesen der menschlichen Seele zu erforschen, sucht ein Astronom ein absolut wertloses menschliches Wesen, das er opfern darf. Er findet keines und opfert nun eines, das ihm das wertloseste unter allen scheint. Er tötet den Körper; die Seele aber entschlüpft ihm ins Weltall und beugt in ihrer Wirkung den Ablauf des Weltgeschehens: ein neuer Saturnring entsteht. Bei dem Versuch, die Seele in seinen Bann zurückzuzwingen, geht der Forscher zu Grunde. Diese Erzählung hat einen faustischen Unterton. Aber so, wie Meyrink die Idee gestaltet hat, ist der Sinn zerschlagen und entartet. Die gesuchte Seele ist die Pastorenfrau. Die Satire gegen dieses Wesen ist der Angelpunkt der ganzen Erzählung. Warum wird sie gehaßt? wegen ihrer Wertlosigkeit. Warum ist sie wertlos? weil sie nur fruchtbar ist. Hier wird der Schöpfung ins Herz gestoßen. Es ist der Haßinstinkt des Décadent gegen den gesunden natürlichen Zeugungsprozeß, der sich hier in brutaler Offenheit bekennt — ohne Witz und Liebe. Die Schöpfung wird nicht geglaubt.

Ueber dieser Satire erhebt sich die positive Welt Meyrinks. Es ist die Welt des Phantastischen, Grausigen, Grotesken. Traum, Unterbewußtsein und Wahnsinn liefern Stoff und Gesetz der Gestaltung. Aus dem Widersinn und der Zersetzung der zeiträumlichen Welt soll sich ihr tieferer Sinn loslösen. Hier sind Meyrink zweifellos die eigensten Sachen gelungen. Sein Ziel ist die Erweckung der Stimmung, die das Gespenstische, der Spuk hervorlockt: das Grauen, der Schrecken, das Entsetzen, der Schauder, im Grunde ein nur-sinnliches Erleben. Die Handlung ist Mittel zum Zweck der Stimmung. Eine Idee wird in den wenigsten dieser Erzählungen gesucht und gestaltet. Nicht ein objektiver Sinn wird in die Welt gelegt, zu dem sich eine Kette scheinbarer Zufälligkeiten zusammenschließt, sondern der Sinn der aneinander gekeiteten Zufälligkeiten wunderbarer grausig-grotesker Art ist die Stimmung, die der Leser in sich erfahren soll. Formgebilde wie „Der Opal", „Das Wachsfigurenkabinett", „Die Urne von St. Gingolph", „Die Pflanzen des Dr. Kinderalla" usw. zielen auf jenes spukhafte Grauen ab, das ein scheinbar Ueberfinnliches, in Wahrheit roh-traumhaft-Sinnliches aufdämmern läßt. Die Mittel sind raffiniert; — eine Mischung von orientalischem mit modern-europäischem Milieu erhöht die sinnliche Reizgröße. Die Lust am Grausigen geht bis zur Perversität. Nicht die Darstellung des Grausigen an sich bezeugt die Entartung, sondern die Ideenlosigkeit, die das Element nicht in einen größeren Zusammenhang einarbeitet, es im nur-Sinnlichen sich austoben läßt. Erzählungen wie „Der Mann auf der Flasche", „Der Albino" u. a. m. sind letzte Auswirkungen dieser mißarteten Kunst. Es fehlt die Ueberschau eines freien Geistes, der auch das Widerwärtige und Abscheuerregende im Gesamtkreis der Schöpfung bewältigt. — Die Mystik, die magischen, kabbalistischen, hypnotischen Elemente sind nichts als ebensoviele Vehikel, jenes letzte Ziel des sinnlichen Ahnens und Grauens eines scheinbar Ueberfinnlichen, in Wahrheit gespenstisch-Spukhaften zu erreichen. Darüber hinaus scheint nun Meyrink einen positiven Glauben, eine Welt der Ideen zu bauen, für die ihm die Welt Indiens und der Buddhismus die Bausteine liefert. Es ist die Flucht des kultursatten Nervenmenschen in die blauen leeren Räume einer Scheinwelt, die den Tiefschlaf des Nichts träumt, die die Rettung in den Sinn bedeuten soll.

Ueberblickt man die Sammlung im Ganzen, so sieht man das Bild eines Menschen, der emporwächst aus dem Protest gegen die sinnliche Gegebenheit der Welt, die er haßt bis zur Ertötung, und vor der er flüchtet in eine phantastische Traum- und Scheinwelt, aus der er mit grellen bizarren Lichtern in die eigentliche Welt des Scheins, die irdische, hineinleuchtet, um sie mit einem Grauen vor sich selber zu erfüllen. Der deutsche Spießer bekreuzigt sich vor den Bildern des Wahns, die ihm im Grunde nur den Spiegel seines eignen Wesens entschleiern und des Wesens dessen, was hinter dem körperhaften Dasein der Dinge spukt; diese Welt aber verliert sich in dem blauen Dom, in dem das Nichts seine toten Träume spinnt.

3

Neben der Novellensammlung hat Meyrink sein Wesen in zwei Romanen ans Licht gehoben. Sie heißen „Der Golem" und „Das grüne Gesicht". — In der Art des Weltsehens, in der Idee sind die beiden Romane eng verwandt.

Ein halb als Gespenst und Traum, halb als Idee erlebtes übersinnliches Wesen spukt durch die Blätter des Weltbuches und enträtselt ihren Sinn. Der Golem, das Gespenst des Prager Ghetto, ein Gemächte kabbalistischer Kunst, wird für den Helden zum Wecker einer neuen Weltschau. Erst wenn die Dinge zum Traum werden, und der sie alle durchdringende und schaffende Spuk in den nüchternen Tag flattert, ist das wahre Gesicht der Welt entlarvt. Es gibt eine Notwendigkeit in den Dingen, vor der sich der vernunftmäßige kausale Zwang gerade als Widersinn entpuppt. Ein Lustmord kann, von dieser Notwendigkeit aus gesehen, das Merkzeichen eines wahrhaft befreiten Geistes sein. Die alten Werte von „gut" und „böse" verwehen vor dem Geisterhauch jener höheren Welt, die die vererbten Begriffe durcheinanderwirbelt, scheinbar sinnlos und doch zu einem höheren Sinn. Welches ist dieser höhere Sinn? Das Wachwerden zum Träumenkönnen, das Wachwerden zu jener Einsicht, daß die wahrhaft Freien nicht die Wollenden, sondern die Getriebenen, die Wollen-müssenden sind, die handeln unter einem Zwang, den der Gott in ihnen will, einerlei, ob dieser Zwang schafft oder zerstört, so wie der Traum in seinem Ablauf unabhängig lebt von der Willkür bewußten Wollens. Dieses Wachsein im Traum ist das höchste Gut, nicht das Reden und Tun im nüchternen vernunfthellen Taglicht. — Wer ist dieser Golem? Der Geist, der Spuk, das Gespenst des Ghetto, die Stimmung des Spukhaften, Grausigen, Phantastischen, Seltsamen, Altertümlichen, die jene gestorbene Welt des Ghetto aufleben läßt. Nicht die Gestaltung einer Idee, sondern einer Stimmung ist das Ziel des Romans. Er ist ein gestalteter Traum; daraus ergeben sich alle Formelemente. Die Gestalten sind traumhaft gesehn. Sie schwimmen im Nebel des Dämmerbewußtseins, erheben sich nicht zu körperhafter Wesenheit. Der Traum wird für Meyrink eine Notdurft im Gestaltungsprozeß. Die Welt wird ihm zum Traum, weil er sie in ihrem objektiven Für-sich-Sein nicht zu erschaffen vermag. Er sieht die Individuen nicht mehr als Wesen, die an sich sind, sondern nur noch im Element des Spukhaften, das sie entkörpert und entseelt.

Meyrink mochte fühlen, daß der Golem, also ein künstlich-untermenschliches Wesen, nicht wohl der Wecker einer höheren Weltschau, eines neuen Wachseins werden könne. So hat er sich selber im „Grünen Gesicht" noch einmal abgeschrieben und multipliziert. „Chider Grün", der ewige Jude, ist das Symbol der neuen Welt, die aus dem Chaos des Krieges und dem Zusammenbruch der christlichen Kultur des modernen Staates emporsteigen soll. Er ist der Geist all derer, die zu dem neuen Leben des Wachseins vorgedrungen sind, in dem sich die sinnliche und übersinnliche Welt vereinigen. Hauberisser, der Held des Romans, wird durch „Das grüne Gesicht" erweckt und reift durch die Liebe hindurch allmählich zu jenem Wachsein empor, in dem die tote Geliebte für ihn ein neues höheres und doch sinnliches Dasein und Gegenwart gewinnt. Eine Kette roher Zufälligkeiten, aneinandergereiht, offenbart den Sinn des Geschehens als das Walten jenes grünen Gesichtes, das die Erweckung vollzieht. Dieses grüne Gesicht manifestiert sich in den verschiedensten Formen je nach der Kultur- und

Bildungsstufe des Individuums, von dem es erlebt wird. Es ist gedacht als ein in der Welt wirkendes Wesen, das die räumlich-zeitliche Gebundenheit überwunden hat und durch die Dinge zu den Seelen der Erweckten vordringt. Es ist das einzige Wesen, das kein Gespenst ist, wird aber von allen eigentlich, die fähig sind, es zu schaun, körperhaft, soll heißen als Gespenst, Spuk und Vision erlebt. Es ist das sinnliche Erfassen des Uebersinnlichen, das in ihm zum Symbol wird. Es ist der rohe Naturalismus der Religion, der in diesem Roman aufersteht und sich als neue Lehre bläht. Die geistreiche Form, in der die Gedanken von der Erweckung des Menschen zur neuen Schau des Uebersinnlichen geboten sind, kann den roh-sinnlichen Gehalt nicht verdecken. Der Umfang der Geste täuscht nicht über ihre Leerheit. Ein geistreicher Kopf doziert, nicht eine Seele gestaltet sich in die Erscheinung hinein. Die Gestalten sind blutlos, sie reden von Dingen, die sie nicht wahrhaft sind. Hier ist vor allem das erotische Element bedeutsam. Entweder klebt es in der Sphäre niederster Minne, oder es versteigt sich in eine Geistigkeit, die in ihrer Blut- und Luftleere die Unechtheit des Erlebnisgrundes enthüllt. Ein Liebearmer doziert Liebe. Spannung wird erweckt mit rohen Sensationsmitteln, kinohaft grell, plakatmäßig plump. Ein Gespenst tritt auf und predigt: „Ich bin Gott!" Man reißt ihm die Maske vom Gesicht, und das geistreich zerrissene, zu einem halben spöttischen Lächeln zersetzte Gesicht eines modernen Literaten steht entblößt und plaudert über Weltanschauung. Man glaubt nicht den Ernst des Predigers. Man sieht, wie die grünen Vorhänge herabgelassen werden und das Licht erlischt bis auf eine Kerze, in deren Flackern die Gestalten wie geträumte Phantasmen stehn. Die Beschwörung beginnt, man hört eine unsichtbare Stimme, aber wenn der Tag heranbricht, sieht man, daß es auf Stimmungsmache abgesehen war.

Die moderne Dichtergeneration sucht das über dem Sinnlichen stehende Göttliche, aber mit sinnlichen Mitteln. Der Skeptizismus zehrt noch an den meisten und macht sie hohläugig. Nun sehen sie Gespenster statt den reinen göttlichen Geist des Tages, in dem die Schöpfung aufglüht.

Es ist die Schicksalsfrage der deutschen Kultur, ob es gelingt, den Spuk zu bannen und eine reinere Sinnenwelt nach übersinnlichen Maßen in den zeit-räumlichen Zusammenhalt hineinzubauen. — Der Fall Meyrink ist ein bedeutsames Zeitsymptom. Man muß es als Phantom entlarven: Gespenster, die Religion predigen, sind Irrlichter im Chaos des Aberglaubens, der im Unglauben wurzelt.

Frankfurt a. M. Reinhold Zickel

Kirchliche Chronik

Die Vorlage zur Umgestaltung des preußischen Herrenhauses sieht vor, daß künftighin 10 Vertreter der evangelischen Landeskirche und 6 Vertreter der katholischen Kirche je auf 12 Jahre in das Herrenhaus berufen werden. Jene sollen von den Verwaltungsausschüssen für die gemeinsamen Einrichtungen der evangelischen Landeskirche, diese von den Bischöfen, die in Preußen ihren Sitz haben, präsentiert werden.

Ein Erlaß des sächsischen Landeskonsistoriums vom 4. Oktober empfiehlt die großzügige Anstellung von besoldeten kirchlichen Gemeindehelferinnen in Großstadt- und anderen Gemeinden, namentlich solchen mit Arbeiterbevölkerung. Als Arbeitsgebiete werden besonders Armen-, Jugend-, Fabrikarbeiterinnenpflege und Kinderfürsorge genannt. Bei der Anstellung wird der erfolgreiche Besuch der staatlich anerkannten Dresdener „Schule für christlichen Frauendienst im Königreich Sachsen" vorausgesetzt. Als Mindestgehalt sind monatlich 125 Mk. und freie Wohnung vorgesehen.

Im Zusammenhang mit dem Reformationsfest haben mehrere preußische Provinzialsynoden und Presbyterien theologische Stipendienstiftungen errichtet.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat auf die von verschiedenen Seiten, darunter der Kirchlich-sozialen Konferenz, gestellte Bitte erwidert, daß er zur Zeit die Inangriffnahme einer neuen Revision des Bibeltextes „nicht für erforderlich bezw. geboten" erachte.

Auf eine kleine Anfrage des Abgeordneten Pëus hat die Regierung im Reichstag erwidert: „Dissidenten können zu Offizieren befördert werden, wenn sie sich nach ihren Anschauungen, ihrer Haltung und militärischen Ausbildung zur Beförderung eignen."

Bei der Vorstandssitzung des Bundes deutscher Frauenverein in Erfurt hat der Deutsch-Evangelische-Frauenbund gegen das politische Wahlrecht der Frauen gestimmt.

Zum Gnadauer Verband gehören 24 Gemeinschaftsverbände, etwa 1170 organisierte Gemeinschaften und gegen 1630 regelmäßige Versammlungen. Gegen 300 Gemeinschaftshäuser befinden sich im Besitz der Verbände. Außer den größeren allgemeinen Blättern werden 20 Gemeinschaftsblätter herausgegeben. Bedient werden die Gemeinschaften von 330 Berufsarbeitern und vielen freiwilligen Mitarbeitern. Zur Bestreitung ihrer regelmäßigen Bedürfnisse bringen die Gemeinschaften jährlich etwa 750 000 Mark auf. Ref. 49.

Der Verband der deutschen evangelischen Sonntagspresse hat am 13. November in Berlin einen eingetragenen Verein gegründet. Der Ausschuß, der bis dahin die Geschäfte geführt hatte, hat zur Behebung der Papiernot nichts Greifbares erreicht. Der Verband strebt in dieser Hinsicht an, daß nicht nur die der Tagespresse zuzuzählende, sondern auch die rein erbauliche Sonntagspresse als kriegsnotwendig anerkannt werde.

In Berlin ist am 25. September ein Verband deutscher Wohlfahrtsvereinigungen gegründet worden. Der Verband will ein gedeihliches Mit- und Nebeneinanderwirken der großen kirchlichen und humanitären Wohlfahrtsverbände herbeiführen.

Die „Augsb. Postztg." 530 hat die Ernennung des Grafen Hertling zum Reichskanzler u. a. mit dem Satz begrüßt: „Wir freuen uns, daß die Wege nach Rom und Wien fester als je gepflastert sind und daß das Deutsche Reich gewissermaßen katholisch und weißblau angestrichen ist." — Laut KVZ 931 denkt Graf Hertling nicht daran, den Vorsitz der Görresgesellschaft niederzulegen.

In Artikel 15 ihres jetzt veröffentlichten Geheimvertrags haben sich Frankreich, England und Rußland verpflichtet, Italien in der Hinderung des Heiligen Stuhls zu unterstützen, irgendwelche diplomatischen Schritte für die Erreichung eines Friedensschlusses zu unternehmen. Die italienische Regierung dementiert dies entschieden.

Von den österreichischen Tschechen, die in russische Kriegsgefangenschaft geraten waren, sind vorigen Winter zahlreiche Offiziere und Mannschaften zur orthodoxen Kirche übergetreten, z. B. das ganze 3. Regiment der Tschechenbrigade, das zu 60 % aus Hochschülern besteht, und das 3. Bataillon des 2. Tschechenregiments, bestehend aus 14 Offizieren und 1370 Mann. Die Mitteilung beruht auf amtlichen österreichischen Quellen. EvKZOestr. 23.

Der katholische Preßverein für Bayern verfügt bei 23261 Mitgliedern, darunter 767 angeschlossene Vereine mit 180000 Einzelmitgliedern, über sehr reiche Mittel. Der „Bayrische Kurier" gehört ihm ganz, das „Neue Münchener Tageblatt" zum größten Teil, an zehn anderen bayrischen Tageszeitungen ist er beteiligt. Seine Bücherei wird auf 414000 Mk. veranschlagt, sein Vermögen beträgt 209000 Mk. EvKZ 48.

Das Zentrum hat im preußischen Abgeordnetenhaus einen Mischehen-Antrag eingebracht, nämlich „Die Königliche Staatsregierung aufzufordern, 1. einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den die Frage der religiösen Erziehung der Kinder einschließlich der Frage ihrer Teilnahme am Religionsunterricht in der Schule einheitlich geregelt wird; 2. alle diejenigen Verordnungen aufzuheben, durch die eine bestimmte Form (Erklärung vor dem Landrat, Bürgermeister, Gericht oder Notar und dgl.) vorgeschrieben wird für die Erklärung der Eltern, daß sie ihre Kinder der Schule einer anderen Konfession als der des Vaters zuführen wollen."

Das Münchener Kriegsamt hatte in den Augsburger Industriebetrieben die Verlegung des wöchentlichen Ruhetags auf einen Werktag angeregt, um den Verbrauch des elektrischen Stroms gleichmäßig zu gestalten. Gegen diese Maßnahme haben das bischöfliche Ordinariat und das protestantische Dekanat Augsburg, die christlich-nationale Arbeiterschaft und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften Verwahrung eingelegt; nur die freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften haben sich dafür ausgesprochen. Inzwischen ist die Verlegung durchgeführt worden; andere bayrische Industriestädte werden folgen.

Eine vom Erzbischof von Upsala und den Bischöfen von Seeland und von Kristiania einberufene nichtpolitische Kirchenkonferenz von Geistlichen der neutralen Länder fand in Upsala am 14. Dezember statt. Die internationale Kirchenkonferenz, die ursprünglich geplant war, scheiterte vorläufig am Widerspruch des Erzbischofs von Canterbury und ist auf den 14. April verschoben worden.

Das russische „Dekret über das Land" vom 10. November, das das private Landeigentumsrecht aufhebt, bestimmt, daß bis zur konstituierenden Versammlung auch alle Kloster- und Kirchengüter in die Verwaltung der gemeindlichen Arbeiterausschüsse übergehen. Der ukrainische Zentralrat hat ebenfalls den Uebergang aller Kloster- und Kirchengüter in den Besitz des Volkes angeordnet. KVZ 963.

Die Stadt Warschau hat am 1. Januar v. J. 837234 Einwohner gezählt, davon waren nur 493272 Christen. Unter den neu Geborenen sind 45 % christlich und 55 % jüdisch.

Mehr als 25 verschiedene jüdische Gliederungen haben die englische Regierung gebeten, die Wiederaufrichtung Palästinas zum nationalen Wohnsitz des jüdischen Volkes auf ihr Programm zu setzen. Die „Times" verrät, daß über die Wiederaufrichtung eines jüdischen Palästinas schon seit Monaten Unterhandlungen geführt werden. Die deutschen Zionisten lehnen die Lösung der Frage durch die Entente ab und erstreben ein Einvernehmen mit der Türkei. Nach der Einnahme Jerusalems durch die Engländer beglückwünschte der englische Großrabbiner den König von England zu dem Sieg und dankte ihm für die denkwürdige Erklärung seiner Regierung, daß Palästina wieder die nationale Heimat des jüdischen Volkes werden solle.

Im türkischen Reich ist die Zivilehe eingeführt worden. Den Geistlichen aller Bekenntnisse ist fortan verboten, Ehen einzusegnen, die nicht zuvor vor dem Richter abgeschlossen sind. Die Ehegerichtsbarkeit der christlichen und jüdischen Kirchengemeinschaften ist an den Staat übergegangen. Für die Muhammedaner ist, gegenüber dem bisherigen Zustand, die Schließung und Trennung der Ehen erschwert, die Vielweiberei fernerhin anerkannt, als heiratsfähiges Alter bei Zustimmung der Eltern oder Vormünder für die Mädchen das 9., für die Männer das 12. Lebensjahr, ohne jene Zustimmung die Vollendung des 17. und 18. Lebensjahres festgesetzt. Für die Ehescheidung ist auch die Wahrnehmung der Rechte der Frau verordnet. KVZ 901.

Die Friedens-Erklärung der Berliner Pfarrer Aner, Rithack-Stahn, Pleß, Rittelmeyer und Wielandt (CW 42) hat eine Gegenerklärung der Amtsgenossen Braun, v d Heydt, Mann und Philipps hervorgerufen. Ihr sind bisher 154 Berliner Pfarrer beigetreten, der Anerschen 16. Eine der Anerschen verwandte Erklärung haben 17 hannoversche Pastoren erlassen (CW 52).

Frankfurt a. M. — Johannes Kübel

Kleine Mitteilungen

„Budapester Eindrücke" schildert Hugo Ganz in Nr. 305, 1. M., der Frankfurter Zeitung. „Niemals" — lesen wir da — „niemals war, wenn nicht die Million, so doch der Millionär geringer geachtet als heute. Man schämt sich fast in einem — aus Friedenszeiten geretteten — guten Rock unter die Menschen zu gehen. Man will nicht für einen der Leute gehalten werden, die Vermögen errafft haben, während die Besten darbten und bluteten. Das trifft nicht den Einzelnen, der kaufmännischem Brauch entsprechend aus der Konjunktur Nutzen gezogen hat, sondern es gilt der ganzen Klasse, der ganzen Schicht. Welch ein Anreiz aber für soziale Experimente, wenn der Reichtum und mit ihm das Eigentum nicht mehr respektiert, sondern nahezu verachtet wird! Die »Besitzenden« werden das schon spüren, und zwar nicht bloß in Ungarn, sondern in der ganzen Welt. Aber in Ungarn dank seiner sozialen Rückständigkeit und der Impulsivität seiner Bevölkerung natürlich heftiger als anderwärts. . . . Der Kriegsverdienst entbehrt der Sanktion durch die öffentliche Meinung . . ."

„Auf der Rückreise — schreibt ein Urlauber — fuhr ich mit drei Heereslieferanten. Zwei befürchteten, der Krieg würde in absehbarer Zeit zu Ende gehen; der dritte aber beruhigte sie: der Krieg wäre noch lange nicht aus, sie könnten ruhig noch ihre Neubauten ausführen." Die Wirkung solcher Reden mag man sich denken! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Dienstag 29. Januar 8 Uhr Dresdner Straße 7: Luthers Stellung zum Sozialen. Pfarrer Liebster-Thekla.

Magdeburg. Mittwoch 16. Januar 1918 4 Uhr Reichshalle: Christentum und Nationalität. Pastor Büttner.

Stade. Dienstag 15. Januar 5¾ Uhr im Jugendheim St. Cosmae Am Wasser-West Nr. 7: Die Wahrheiten und Irrtümer des Gemeinschaftschristentums. Pastor prim. Rost-Buxtehude.

Einbanddecken zur Christlichen Welt

sind für jeden Jahrgang in zwei Ausführungen zu haben: die alte, früher geführte (Renaissancestil) und eine schlichte neue. Der Preis ist für beide gleich, je 3.50 Mk. bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen. Wir bitten bei Bestellungen genau anzugeben, ob die alte oder neue Einbanddecke gewünscht wird, und für welchen Jahrgang.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 3.80 Mk. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

Hirschberg Schlesien. Christliches Hospiz Kaiserhof.

G. m. b. H. Rein gemeinnütziges Unternehmen. (Vormals Hotel Kaiserhof.) Vornehmer Fremdenhof in ruhigster Lage an Promenade. Elektrisches Licht. Centralheizung. Schreibzimmer. Bad. Autohalle. Stallung. Mit Elektrischen 5 Minuten zum Bahnhof. Hausdiener dort. Kein Trinkzwang. Trinkgelderablösung. Hausdame leitet. Gewährt Vollpension vom 5. Tage an.

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE

HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22

Eigenes Haus nahe dem Walde

1. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.
2. Aufnahme schulpflichtiger Kinder vom 6. Jahre ab in die dem Töchterheim angegliederte Kinderabteilung.

Satzungen über Eintrittsbedingungen und Erziehungsgrundsätze durch die Vorsteherinnen **Chr. Amersbach und A. Philippe.**

Geyer's & Rittelmeyer's

Bücher gehören jetzt in jedes Haus, in dem man sich innerlich und seelisch mit Schwerem aller Art abringen muß.

Folgende seien besonders empfohlen:

Geyer & Rittelmeyer, Leben aus Gott. Neuer Jahrgang Predigten. Geh. M. 6.—, geb. 8.—.

Geyer, Ewige Freude. Religiöse Gedanken und Erfahrungen. Geh. M. 3.—, geb. 4.—.

Geyer, Religion und Arbeit. Geh. M. —.50.

Rittelmeyer, Religion und Persönlichkeit. Geh. M. —.50.

Ebenso wird empfohlen:

Lohmann, J., Deutsches persönliches Wesen in gegensätzlicher Berührung mit dem Ausland. Kart. M. —.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder geradenwegs vom Verlag **Chr. Kaiser,** Buchhandlung, **München,** Marienplatz.

Lebensberuf

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein bildet ernstgesinnte, evangelische **Töchter gebild. Stände** im Alter von 20—30 J. unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in Kranken-, Gemeinde- u. Wohlfahrtspflege aus. Gepr. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen wird ev. ½ Jahr der Ausbildung erlassen. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfragen mit Rückporto an Schwester

Carmen Beyreis, Köln-Lindental
Klosterstraße 63.

Christenglaube in Krieg und Frieden

1. Im Krieg

Von **Martin Rade**

1,30 Mk.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. Hessen

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Die Zustände in Nordschleswig
Von Johannes Tiedje 1909 — Mk. 1,30

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr
Von G. Fraedrich 1912 — Mk. 0,80

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten
Von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 — Mk. 0,50

Die Wahrheitselemente in der Mystik
Von Johannes Herzog 1913 — Mk. 0,80

Unsre Pflicht zur Politik
Von Martin Rade 1913 — Mk. 0,80

Von der Hexe, die eine Heilige war
Von Agnes Günther 1913 — Mk. 1,80

Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen
Von Wilhelm Herrmann 1915 — Mk. 0,50

Politische Kriegsfürsorge
Von Kurt Wolzendorff 1915 — Mk. 0,50

Christenglaube in Krieg und Frieden. 1. Im Krieg
Von Martin Rade 1915 — Mk. 1,30

Was heißt „Liebet eure Feinde"?
Von Theodor Birt 1915 — Mk. 0,40

Zwei Schicksalsfragen: 1. Vom Schicksal der Werte 2. Vom Werte des Schicksals
Von Paul Jaeger 1916 — Mk. 1,—

Altmutter. Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges in vier Aufzügen
Von Fritz Philippi 1916 — Mk. 0,90

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung des Betrages mit Porto (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.